

Franz Josef Schwiete

Wielaus Gedankenreise

Roman

Impressum:

Franz Josef Schwiete
Wielaus Gedankenreise
Roman

Titelbild: © Pixabay

1. Auflage 2020
© 2020 BookOnDemand-vabaduse
in der Westarp Verlagsservicegesellschaft mbH
Kirchstr. 5
39326 Hohenwarsleben
www.westarp.de

ISBN: 978-3-96004-053-8

Satz, Druck und Bindung: Druckerei Kühne & Partner GmbH &
Co. KG
www.unidruck7-24.de
Layout: Lina Wangerin
Umschlaggestaltung: Lina Wangerin
Printed in Germany.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die der
fotomechanischen Vervielfältigung oder Übernahme
in elektronische Medien, auch auszugsweise

1. Kapitel

Wann und wo ich wieder zu mir gekommen war, wußte ich nicht mehr. War es in einem Aufwachraum für Frischoperierte gewesen? Oder gar auf der Intensivstation? Mein Bewußtsein muß eine Zeitlang noch sehr getrübt gewesen sein. Folglich war ich ohne räumliche und zeitliche Orientierung, in einem Zustand, den man sonst im Leben kaum kennt. Man muß mich dann in meinem Bett in ein Zimmer auf der chirurgischen Station geschoben haben. Oder war ich erst hier aufgewacht? Wenn ich suchte, fand ich eine Lücke, die ich nicht ausfüllen konnte. Erst in diesem Zimmer begann meine Erinnerung wieder einzusetzen, sozusagen langsam und vorsichtig tastend.

Mein Bett war an der Türseite plziert, im rechten Winkel zum Eingang. Ein weiteres Bett stand auf der Fensterseite. Es war offensichtlich belegt; ich hatte einen Bettnachbarn. Ich strengte mich an, Kopf und Gesicht des anderen Patienten wahrzunehmen, wenigstens kurz, und schätzte unwillkürlich das Alter des Mannes. Ungefähr sechzig. Auf jeden Fall um einige Jahre jünger als ich, dachte ich. Er schien zu merken, daß ich ansprechbar war. Wir wollen uns gut vertragen, sagten wir beide fast gleichzeitig. Ahrensold, sagte er. Wielau, sagte ich. Angenehm, hörte ich ihn wie mich hinzufügen. Der Wundschmerz regte sich. Ich guckte an dem rollbaren Metallständer hoch, der am Fuß meines Bettes aufgestellt war. Die Flasche mit der Infusion mündete

in einen durchsichtigen Schlauch, der zum Venenzugang an meinem linken Handrücken führte. Ohne das Medikament wäre es schlimmer, dachte ich. Die Augen müssen mir immer wieder zugefallen sein, denn ich erinnere mich an mehrere Male, daß ich aufwachte. Jede noch so kleine Schlafphase wünschte ich herbei, weil in dieser Zeit der Schmerz verschwunden war. Mit jedem Erwachen kam er unangemeldet zurück, mit unverminderter Wucht.

Ich versuchte mich im Zimmer zurechtzufinden. Rechts von meinem Bett Schrankfächer, die Wand zur Toilette. Ein Spender mit Desinfektionsmittel hing dort. Links das Nachtkästchen mit Schubladen und einer ausziehbaren Ablage. Brille, Papiertaschentücher, Armbanduhr und Handy waren hier untergebracht, ebenso ein Wecker, der nicht zu wecken brauchte, sondern nur die Zeit anzeigte. Die Leiste mit zwei Lichtschaltern. Der rote Knopf, mit dem man die Krankenschwester herbeirief. Ahrensolds Nachtkästchen folgte in dichtem Abstand, so daß die obere Hälfte des anderen Bettes verdeckt war. Den Abschluß links bildete ein langer Tisch, dessen Höhe bis fast an die Fensterbank heranreichte. Zwei Stühle standen dort verwaist herum. Weil hochsommerliches Wetter herrschte, stand das Fenster weit offen. Zeit meines Lebens habe ich den heißen Sommer gemocht, aber jetzt drang er nicht zu mir ins Zimmer, blieb ausgesperrt. Draußen gab es eine Wirklichkeit, die mit meiner Wirklichkeit im Krankenzimmer nichts gemeinsam hatte.

Meine Augen kehrten zurück zu meinem Bett, zu mir selbst. Am Oberkörper das OP-Hemd, an den Beinen und Füßen die weißen Kompressionsstrümpfe, die bis über die Knie reichten. Sie dienten der Abwehr einer möglichen Thrombose, wie ich wußte. Ich hatte manch Negatives über solche Strümpfe gehört, aber sie störten mich nicht im geringsten, verursachten keinerlei Juckreiz. Was ich spürte, war nur der permanente Wundschmerz. Ich wartete matt, wann er nachlassen würde, ahnte jedoch, daß dies für heute ausgeschlossen war. Es waren keine wilden Furien, die mich quälten, aber es tat unangenehm weh.

Die Zeit kroch, dehnte sich in einen Stillstand hinein, der von meinem Wundschmerz genährt wurde. Möglichst selten auf die Uhr gucken, sonst kriecht sie noch langsamer. Mein Bett war dazu da, meinen Körper zu halten und den Schmerz aufzufangen, aber das gelang natürlich nicht. Man konnte seinem Körper keine Befehle erteilen, er machte, was er wollte. Ich ließ meine Augen noch einmal dem dünnen Schlauch folgen, bis nach oben, wo der Behälter mit der Infusion an dem Ständer eingehakt war. Nur die Schmerzmittel, die aus dem Tropf hinunterrannen und durch den Schlauch meine Hand und meine Adern erreichten, nur diese Mittel medizinischen Zaubers und Wunders würden helfen, würden lindern. Ich nahm das, so gut es ging, in meinen Willen auf.

Auf einmal war die Tür aufgegangen, lautlos, und ein Klopfen hatte ich nicht vernommen. An meinem Bett stand Helga, meine liebe Frau! Welch eine Überwälti-

gung! Ihr Anblick verringerte meine Mattigkeit, hob eine Zeitlang die Schmerzen auf, die ich doch eigentlich spürte. Ich mußte und wollte ihr versichern, was sie ja mit eigenen Augen sah – daß ich meine Operation gut überstanden hatte, daß die Schmerzen erträglich waren, daß ich in allen Minuten glücklich sein würde, da sie in meiner Nähe war. Aber die Worte, die mir von den Lippen kamen, klangen banaler, als meine Seele sie gemeint hatte. Eine Zeitlang schwiegen wir, nicht nur wegen meiner körperlichen Erschöpfung, sondern auch, weil gerade im Schweigen Zuneigung und glückliche Dankbarkeit ihren Ausdruck fanden. Die Intimität der Worte jedoch, die wir tauschten, war so groß, wie es der Umstand zuließ, daß wir ja nicht allein im Zimmer waren.

Helga hatte mir meinen Lieblingsschlafanzug mitgebracht, der sich an der Haut angenehm anfühlte, für alle Fälle eine Ersatzbrille und auch ein bestimmtes Buch, um das ich sie noch vor der Operation gebeten hatte. Noch war ich zu schwach, um darin zu lesen, aber ich wollte es bei mir wissen.

Ich versuchte ihr meinen Zustand zu schildern. Es war natürlich eine Art von tiefer Erschöpfung, aber nicht die völlige Apathie und Willenlosigkeit, die am Vorabend von mir Besitz ergriffen hatte, als ich in der Notaufnahme eingeliefert worden war. Ich sprach sehr leise, ganz gegen meine Gewohnheit, wenn ich gesund war.

Solange Helga im Raum war, wandelte sich die Wertigkeit der Zeit in ihr Gegenteil. Jede Minute war kostbar, drängte die Niedergeschlagenheit zurück. Ich spürte

trotz allem, daß ich lebendig war, am Leben bleiben wollte, spürte, mit wem zu leben jede Anstrengung lohnte. Helgas Blick ruhte auf mir, umfing mich ganz, umfing auch mein Unglück. Wir waren einander nah. Irgendwann aber mußte sie aufbrechen. Ich sandte ihr meine Blicke nach. Sie war meine Zuflucht, meine Stärke. Für unschätzbare Minuten war sie bei mir gewesen, so nah sie konnte. Mein einziges Mittel gegen die Kraftlosigkeit meines Körpers und die Verwundung meiner Seele. Ihre Anwesenheit hatte meine Schwäche, meine Traurigkeit übertüncht, mich meinen trostlosen Zustand ein wenig vergessen lassen. Nun würde sie über den Flur zum Ausgang gehen, sich Meter für Meter von mir entfernen. Das war nicht zu ändern. Ich spürte nicht nur die Schmerzen meines Körpers, sondern auch die Schmerzen unserer Ohnmacht. Und was dachte Helga in diesem Augenblick? Sie mußte eine erhebliche psychische Kraft aufbringen, dessen war ich mir gewiß. Sie wußte ja ihren Mann in bedrohlichem Zustand. Sie konnte nur warten und warten, an mich denken und mich besuchen, und wieder auf eine Besserung warten. Dann verjagte ich diese Gedanken und sandte ihr ganz andere nach, Erinnerungen, freudige Erinnerungen, minutenlang ...

Sie stand am Bahnsteig vor dem Anzeigekasten und studierte den Fahrplan. Und während sie unentwegt auf dieses schwarz bedruckte gelbe Blatt guckte, stach mir ihr orangefarbener, glockig geschnittener Wintermantel in die Augen. Die Farbe beeindruckte, vielleicht gerade deswegen, weil an diesem kalten Dezembertag

der Himmel nur ein trübes Grau zu bieten hatte. Auf der Überdachung des Bahnsteigs lagen kümmerliche Reste von Schnee. Es war halb vier, und mich drängte niemand, weil ich heute ohnehin einen Bummel durch mehrere Nürnberger Buchhandlungen unternommen hatte.

Ich ging näher auf die Frau zu, die Mitte 40 zu sein schien. Als ich bis auf drei oder vier Schritte herangekommen war, sagte ich so nebenhin: „Sie haben wohl Ihren geplanten Zug verpaßt?“

Sie drehte sich zur Seite, ich blickte in ein rundes Gesicht mit einer Stupsnase, und das runde Gesicht fragte: „Woher wissen Sie?“

„Nun, wenn jemand so lange auf immerdieselbe Stelle guckt, dann nimmt er keine Daten auf, die ihm bekannt sind.“

„Sie haben recht. Ich muß hier umsteigen, aber der nächste Zug geht erst in knapp zwei Stunden, bedauerlicherweise. Aber warum sage ich Ihnen das?“

„Ich glaube, Sie haben mir das erzählt, weil Sie merken, daß es mir seit zwei Minuten nicht gelingt, Sie aus den Augen zu lassen.“

Sie zögerte einen Moment mit der Antwort, war wohl unentschlossen, ob sie sich einfach wieder abwenden sollte. Dann sagte sie doch, indem sie ihrer Stimme eine energische Färbung zu geben versuchte:

„Vor allem merke ich, daß Sie neugierig sind, auch etwas dreist.“

„Neugierig? Das nicht unbedingt. Ich kann mir ja denken, daß Sie sich in der Zwischenzeit etwas aufwärmen müssen, bei dieser Kälte.“

So begann der erste Dialog, den wir im Leben miteinander führten. Ich wußte noch alle Sätze, nahezu wortwörtlich, obwohl die Szene schon vierzehneinhalb Jahre zurücklag. In gleicher Manier ging es noch eine Weile fort, bis wir beide schließlich im Café Berger in der Königstraße an einem Tisch saßen, auf dem die Kaffeetasen dampften. Als sie einmal ihren Kopf weit über den Tisch beugte, flogen ihre schwarzen Haare nach vorn und fielen über die Wangen. Lockiges Haar in Fülle, noch völlig ohne graue Fäden, dazu große, tiefbraune Augen. Das war keine Beobachtung, sondern ein Gefallenfinden, dem ich mich überließ. Vor allem verliebte ich mich in ihre helle, sanfte, reine Stimme, bei jedem Satz, den sie sprach. Wenn ich etwas zu ihr gesagt hatte, ließ sie gelegentlich ein zartes „Ja, mmh, was?“ folgen, als habe sie nicht alles sogleich verstanden.

„Wissen Sie eigentlich selbst, daß Sie schön sind?“

„Was erlauben Sie sich eine solche plakative, nichtssagende Zuschreibung!“

„Weil sie stimmt!“

Das Flirten ging weiter, und damit auch ihre halb ernsthafte, halb aufgesetzte sprachliche Gegenwehr. Mich hatte ein Zauber ergriffen, dessen ich mir in diesen Minuten noch gar nicht bewußt war. Erging es ihr ähnlich? Vielleicht verloren auch bei ihr die Kategorien, in denen wir sonst denken, nach und nach ihre Geltung. Was wir beide zueinander sagten, bekam von irgend-

einem Moment an etwas Schwebendes, war frei von Alltäglichkeit und Erdschwere. Dann rückte die Abfahrt ihres Zuges heran, und ich spürte, daß wir beide diese Begegnung nicht ins Nichts laufen lassen wollten. Als wir uns trennten, tauschten wir unsere Telefonnummern aus. Eine neue, ganz unvorhersehbare Lebensbahn begann sich mir aufzutun, an einem Tag im Dezember 2001, zufälligerweise wenige Wochen vor Einführung des Euro.

Ich betrat gleichsam ein ungewohntes Terrain, denn zeit meines Lebens war ich ein recht eiserner Junggeselle gewesen, wie man so sagt. Zweimal hatte ich eine kürzere Liebesbeziehung gehabt, doch in beiden Fällen führte dies nicht zu einer Partnerschaft. Einmal war ich in eine blinde Verliebtheit getappt und erkannte erst spät, daß von einer seelischen Gemeinsamkeit nicht die Rede sein konnte, und beim zweiten Mal wurde ich enttäuscht, weil die Angebetete mir Arglosem plötzlich und heimlich einen anderen vorzog. Ein Liebesverrat, der lange Zeit an meinem Selbstwertgefühl nagte. In der Folge zog ich mich zurück und stürzte mich ganz in meine berufliche Arbeit. Es kam hinzu, daß an der Schule, an der ich unterrichtete, die Männer zahlenmäßig dominierten. Die wenigen Frauen waren entweder verheiratet oder etwas schrullig, so daß sie nicht in Frage kamen.

Jetzt aber wurde meine Existenzform angefochten, oder besser, ich stellte sie selbst in Frage, indem ich mich auf eine neue Beziehung einließ. Wir waren beide ungebunden, sie, weil sie früh verwitwet war und ihr

Kind allein großgezogen hatte. Ihr Mann war an Leukämie gestorben, erst 36 Jahre alt. Wie Helga mir in einem ihrer ersten Briefe schrieb, studierte ihre Tochter Liane Pharmazie in Heidelberg. Übrigens entwickelte sich zwischen uns ein unaufhörlicher Fluß an Briefen, der nicht mehr verebbte. Ach, deutlich habe ich noch vor Augen, wie ich ihre allererste Post aus dem Kasten holte! Das zarte Hellgrün des Umschlags leuchtete mir entgegen, und als ich ihn ungeduldig mit dem Öffner aufschnitt, kletterte ein Briefpapier in demselben Pastellton heraus. Die Schrift, obgleich unzweifelhaft eine weibliche Schrift, hatte Ähnlichkeit mit meiner eigenen – ein gutes Omen.

Wir entdeckten lauter Gemeinsamkeiten, das Interesse an Literatur etwa, an den Opern von Richard Wagner, vor allem aber das gleiche Wertfühlen, das heißt, wir hatten einen ähnlichen Blick auf die Menschen, auf die Dinge und Probleme der Welt. Auch im Alter paßten wir zusammen. Helga ist fünf Jahre jünger als ich.

Schon für ein Wochenende Mitte Januar verabredeten wir ein Treffen bei ihr zu Haus. Ich fuhr mit froher Erwartung hin, aber zugleich mit der Unsicherheit, ob unsere zweite Begegnung dieser Erwartung standhalten würde. Und darin lag auch die Frage beschlossen, ob sie wirklich so hübsch und attraktiv war, wie ich sie in Erinnerung hatte. Nicht die geringsten Abstriche brauchte ich zu machen – ich verliebte mich von neuem in ihre schwarze Lockenpracht, ihre kleine Stupsnase, ihre braunen Augen, am meisten aber in die Daseinsfreude, die sie ausstrahlte. Manche Frauen schminken sich

stark, entweder, weil sie glauben, daß sie schön sind, oder aber, weil sie ihr weniger gutes Aussehen überdecken wollen. Bei Helga bemerkte ich keinerlei Make-up; sie hatte sich gar nicht oder sehr dezent geschminkt. Mit dem ersten Kuß fiel zwischen uns die Barriere des Siezens. Ich traf sie erstmals in ihrer privaten Sphäre, und sogleich spürte ich, daß ich ihr nichts vorzuspielen brauchte, daß ich ungekünstelt der Mensch sein durfte, der ich war. Umgekehrt galt dies wohl ähnlich.

Unsere weiteren Treffen verliefen genauso harmonisch, und zwei Jahre nach jener Begegnung am Nürnberger Bahnsteig heirateten wir.

Unvermittelt trat Dr. Hohnewinkel ins Krankenzimmer mit der Nummer 614, der chirurgische Chefarzt, der mich am Vormittag operiert hatte, ein nicht sehr großer, dunkelhaariger Mann mit einem breiten, kantigen Kinn, scharf rasiert, vielleicht fünfzigjährig. Seine Haare begannen sich etwas zu lichten. Er kam allein, fragte nach meinem Befinden und äußerte sich zufrieden mit meinem Zustand.

„Ich würde dringend empfehlen, daß Sie heute abend noch ein kurzes Stück im Zimmer auf und ab gehen, natürlich nur im Beisein einer Schwester.“ Dann verließ er den Raum, ohne eine Begründung zu geben. Das ist wegen des Thromboserisikos, dachte ich. Gefragt hatte ich ihn nicht. Wie meistens, wenn ich mit einem Arzt zu tun hatte, verhielt ich mich, als ob ich eingeschüchtert wäre, und ich war ja auch tatsächlich eingeschüchtert, das konnte jeder bemerken.

Meine allererste Erinnerung an einen Arzt ist freilich ganz frei davon. Das vierjährige Kind, das ich war, hatte etwas ausprobiert, das nicht durchführbar ist, weil es allen Gesetzen zuwiderläuft. Das Kellergeschoß unseres Wohnhauses stand vielleicht um zehn Zentimeter über die sonstige Hauswand vor. Eines Tages versuchte ich, allein draußen spielend, vom Ausgangspunkt einer Stufe der steinernen Haustreppe aus, auf diesem allzu schmalen Sims zu balancieren, mit verheerender Wirkung. Die Hauswand hätte selbst dem geschicktesten Akrobaten keinen Platz für seinen Oberkörper gelassen. Ich stürzte ab und fiel unglücklicherweise mit dem Gesicht auf den metallenen Rost, auf dem man sich die Schuhe abtrat. Ich erinnere mich an einen heftigen Schmerz, und inmitten dieses Schmerzes liege ich auf dem Küchentisch, es stehen Menschen um mich herum, und einer ist Dr. Diekhoff, unser Hausarzt, der die Wunde zwischen Oberlippe und Nase klammert. Eine kleine Narbe ist geblieben, sonst nichts.

Fünf Jahre später, als ich neun war, verhielt es sich anders. Ich lag mit einer Nierenentzündung acht Wochen lang im Krankenhaus, in einem Zimmer zusammen mit drei anderen Jungen. Obschon niemand von uns eine ansteckende Krankheit hatte, wurden wir in diesem Zimmer isoliert, das heißt, kein Besuch durfte den Raum betreten. Meine Mutter kam an wirklich jedem Tag, aber ich durfte kein einziges Wort mit ihr sprechen. Einen sinnlichen Kontakt herstellen konnte sie nur, in-

dem sie durch das Fenster der Zimmertür unablässig winkte. Ich sah ihren Kopf und ihre winkende Hand von meinem Bett aus, das vorne im Zimmer stand. Alles, was sie tat, blieb stumm und ohne einen Laut, selbst ihr Lächeln. Ich richtete mich im Bett auf und winkte zurück. Mein Lächeln war flehend und verzweifelt. Und sie mußte ja auch wieder gehen. Die Ewigkeit eines Tages würde es dauern, bis ihr Kopf wieder im Türfenster erschien.

Der Chefarzt der Kinderabteilung hatte, wenn er zur Visite kam, einen mürrischen, verkniffenen Blick; nur Dr. Gottscholl, der Assistenzarzt, sagte mir manchmal ein aufmunterndes Wort und ließ ein Lächeln über seinen Mund huschen. Einmal aber kam Onkel Richard, ein Bruder meines Vaters, zur Türe herein, völlig überraschend für mich. Er war zu dieser Zeit selbst als junger Assistenzarzt in einer anderen Stadt tätig. Onkel Richard kam zusammen mit Dr. Gottscholl. Zwei, drei freundliche Sätze waren es, die er mit mir redete. Aber er schien sie sich nur abgezwungen zu haben, so wenig leuchteten sie, so wenig trugen sie mich. Dann ging er straffen Schrittes weiter durchs Zimmer, bis zum Fenster, wo er mit Dr. Gottscholl etwas besprach. Vielleicht schauten sie sich auch meinen Patientenbogen an, in dem täglich aktuelle Daten eingetragen wurden, zum Beispiel die Fiebertemperatur. Ein paar Sekunden lang hatte mir das Herz vor Freude geschlagen, als mein lieber, mir vertrauter Onkel Richard ins Zim-

mer trat, doch schon der weiße Kittel machte ihn mir fremd. Zwei Männer verließen nun den Raum, Ärzte in weißem Kittel, mein Onkel ganz Arzt, und ich hätte doch so sehr den Onkel gebraucht, ihn am liebsten mit meinen Armen festgehalten, hätte ihn öfter herbeigewünscht als nur dieses eine täuschende Mal.

Das Heimweh fraß sich in meine Seele und schuf sich auf kleinen Zetteln, die ich mit klobigem Bleistift beschrieb und meiner Mutter aushändigen ließ, einen kindlichen, unbeholfenen Ausdruck. Weiße Arztkittel aber sind mir seit dieser Zeit eine Bedrohung, mag die Vernunft auch noch so sehr zu korrigieren versuchen. Das Trauma ist stärker.

Ich drehte meinen Kopf nach rechts und blickte über die Bettkante. Dort hing ein Plastikbeutel, in den Blut und Sekret aus meinen Operationswunden abliefen. Er schien mir zur Hälfte gefüllt. Ich hatte das Glück gehabt, daß die Gallenblasenoperation laparoskopisch hatte durchgeführt werden können. Den Begriff lernte ich neu kennen, denn ich verstand von Medizin fast nichts. Er bedeutete: minimalinvasiv. Die Chirurgen arbeiteten dann mit Kamera und anderen feinen Instrumenten, so daß die Schnitte klein blieben. Kleine Wunden aber verursachten weniger Wundschmerz und weniger Blutverlust. Ich dachte über diesen Fortschritt der Medizintechnik nach. Erfreulich! Eine Generation vorher noch war ein Patient übler dran gewesen.

Das Abendessen wurde aufs Zimmer gebracht. Ahrensold, mein Bettnachbar, bekam leckere Sachen auf den Tisch am Fenster gestellt, während ich, erst heute

operiert, eine Portion Kamillentee erhielt. Ich hatte keinerlei Hunger, und mein Magen hätte auch nicht das geringste Essen vertragen. Ich wünschte einen guten Appetit und begann meinen Tee zu schlürfen, der noch zu heiß war.

Wieder kam mir meine Mutter in den Sinn, die mich Neunjährigen so treu besucht hatte und doch nie bis in mein Krankenzimmer vorgelassen wurde. Obendrein hatte sie mir jeden Tag einen kleinen Brief geschrieben, den mir die freundliche, mir zugetane Stationsschwester überbrachte, wenn Mutter wieder gegangen war. Jetzt lag ich frisch operiert im Krankenhaus der Kreisstadt W. und dachte an die Brieflein, die ich 58 Jahre zuvor in der Kinderkrankenstation erhalten hatte. Mutter berichtete damals von den Alltäglichkeiten und Neuigkeiten, zu denen vor allem das Lebendigsein und Gedeihen meines dreijährigen Bruders Norbert gehörte, aber auch der Umgang mit meiner schwierigen, ältlichen, kränklichen Großmutter. Vor fünf Jahren war Mutter gestorben, in einem Pflegeheim. Sie litt seit Jahren unter der Parkinsonkrankheit, und zwar einer besonders heimtückischen Variante, die zu starker Minderung der Beweglichkeit, überhaupt zu körperlichem Verfall geführt und schließlich eine Demenz hervorgerufen hatte, die zeitweilig und unvorhergesehen auftrat.

Und ich? Als ich jung war, hatte ich meiner Mutter ihre Liebe und Fürsorglichkeit nicht gedankt, ihren Verzicht auf eigene Annehmlichkeiten, weil ich mir das Ausmaß gar nicht vorstellen konnte und weil ich während der Wochen meiner schweren Krankheit ohnehin verlernt

hatte, den Bedürfnissen anderer gegenüber aufmerksam zu sein. Jetzt war ich erneut ernstlich krank, und irgendwie war ich erleichtert, daß meine Mutter das nicht mehr erlebte. Diese Sorge hatte ihr das Schicksal nicht auch noch zugemutet.

Als eine Schwester hereinkam, meldete ich ihr meinen kleinen Gehversuch an. Sie stützte mich, während ich, längs der Zimmerwand, ein paar Schrittschen tat, zum Fenster hin und wieder zurück. Die Kraft versiegte. Auch als ich noch auf die Toilette ging, blieb sie zur Sicherheit im Zimmer.

Seit dem ersten Tag erhielt ich immer wieder Infusionen. Ich hörte auf, die Flaschen zu zählen, die Stück für Stück, mit der Öffnung nach unten, an dem Metallständer aufgehängt wurden und von denen ein Schlauch zum Venenzugang an meiner Hand führte. Dieser bestand aus einer Kanüle mit einem Aufsatz aus Plastik daran. Die gesamte kleine Apparatur nannte man Braunüle, wie mir eine Schwester erläuterte.

Ich muß wohl eingeschlafen gewesen sein, denn plötzlich stand eine Krankenschwester an meinem Bett; doch wie aus der Ferne hörte ich sie sagen: „Die Thrombosespritze ist an der Reihe!“ Im Laufe der Abende mußten beide Oberschenkel herhalten, meistens abwechselnd. Früher hatte ich vor solchen Pieksern Angst gehabt, mindestens Respekt, inzwischen aber verlor ich wegen der Häufigkeit der Spritzen meine Abwehrhaltung. Vielleicht auch sollte man es nur eine gewisse Ergebenheit in mein Los nennen; ich war eben krank, war Patient und willigte in jede Behandlung ein, die über mich verfügt wurde.

Die Infusion war durchgelaufen, so daß die Schwester den dünnen Schlauch wegnahm und den Venenzugang für diese Nacht verschloß, damit ich Bewegungsfreiheit gewann. Sie wünschte eine gute Nacht und sagte, sie übergebe nun den Dienst an die Nachtschwester. Bald darauf wünschten auch Ahrensold und ich einander eine gute Nacht. Vorsorglich wies ich ihn darauf hin, daß ich vielleicht schlecht schlafen würde und das Licht bei mir daher lange eingeschaltet sei.

„Das macht nichts, Wielau. Seien Sie unbesorgt, ich schlafe trotzdem gut.“

Merkwürdig, er ließ die Anrede „Herr“ beiseite. Ich tat das gleiche, und so fanden wir eine passende, gut funktionierende Form, die altmodisch sein mochte, aber unseren Bedürfnissen entsprach.

Ich schlief wohl bald ein, wachte aber nach kaum zwei Stunden wieder auf. Die Wunden machten auf sich aufmerksam, bissen mich, aber ich wollte mich nicht auf sie fixieren. Ich lenkte meine Gedanken in eine ganz andere Richtung, holte Erinnerungen herauf, von weit her, bekam meine Mutter vor Augen, wie sie in meiner Kinderzeit war, schlank, schwarzhaarig, eine jüngere Frau. Als ich ein Kind, aber auch noch, als ich dreizehn, vierzehn war, unterhielt sie sich oft mit mir. Was mir von diesen Gesprächen am stärksten in Erinnerung blieb, war ihre weltanschauliche Grundierung. Mit ihr prägte sie damals mein Lebensgefühl. Weil ich meine Mutter liebte, sah ich das Dasein mit ihren Augen an. Das irdische Leben war kurz und vorläufig. Es enthielt zwar Freuden, war aber oft durch traurige Erfahrungen,

durch Krankheit und Unglück getrübt. Das waren Prüfungen Gottes, in denen man sich tapfer zu bewähren hatte und gegen die man nicht aufbegehren durfte. Als Lohn, als unermesslicher Lohn dafür winkte das ewige Leben im Himmel beim lieben Gott. Wie sehr aber die Dimensionen von irdischer Existenz und glücklichem Jenseits auseinanderklafften, hatte die Mutter mir durch ein Bild klargemacht: Alle hundert Jahre kommt ein Adler auf einen hohen Felsen geflogen, um seinen Schnabel daran zu wetzen. Und wenn der ganze Felsen abgewetzt ist, dann ist erst eine Sekunde der Ewigkeit vorbei.

Diese Geschichte schlug mich in Bann, ich vergaß sie nie. Wie der Felsen so jemals hätte abgetragen werden sollen, konnte ich allerdings nicht nachvollziehen. Ich kannte nur die von steten Schritten ausgetretene Mitte von steinernen Treppenstufen alter Kirchen. Später sagte die Mutter, nur weil es die Ewigkeit gebe, sei das menschliche Dasein sinnvoll; für das kurze irdische Leben lohnten sich alle Anstrengungen nicht.

Als ich mich jetzt in diese Haltung hineindachte, bestürzte sie mich. Mutter, warum hast du das irdische Leben, das einzige, von dem wir wissen und das wir in unseren Adern und mit unseren Sinnen spüren, entwertet und zu einem Prüffeld für ein Jenseits herabgestuft, von dem nichts als vage Hoffnungen herumgeistern? Warum hast du so selten laut gelacht, aus vollem Hals, so selten ein Liedchen vor dich hin gepfiffen? Warum hast du es dir selbst so schwer gemacht? Niemals hast du

mich stürmisch umarmt, niemals warst du ausgelassen, immer hast du all deine Gesten nach innen gezogen.

Ich wälzte mich von einer Seite auf die andere, fand nicht in den Schlaf zurück. Mir trat eine Szene in unserer Küche vor Augen. Einmal sang ich, ein kleines Kind noch, einen albernen Schlager nach, den ich im Radio aufgeschnappt hatte: *Annelise, ach Annelise, warum bist du böse auf mich?* Der Name meiner Mutter hatte mich vielleicht zur Nachahmung verlockt. Kein Lachen ihrerseits, kein Schmunzeln, sondern unverhohlene Enttäuschung, daß sich ihr Junge zu so etwas hinreißen ließ!

Irgendwann übermannte mich die Erschöpfung, meine Gedanken rissen ab. Immerhin war ich erst vor einem halben Tag operiert worden. Der Schlaf war natürlich zerstückelt; in lauter kleinere Phasen von Wachsein und Schlaf spaltete sich die Zeit, wie es zum Zustand eines ernstlich Kranken gehörte. Der Gang zur Toilette fiel mir schwer. Sich im Bett am Haltegriff hochzuziehen kostete Kraft, die in den Oberarmen kaum vorhanden war. Im wahrsten Sinne des Wortes mußte ich mich dazu aufraffen. Die Braunüle störte anschließend beim Händewaschen, so daß ich nur die andere Hand vollständig waschen konnte. Die körperliche Schwäche aber würde mich noch tagelang begleiten.